In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 91. Posen, den 9. Oktober 1927. Nr. 91.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

10. Fortsetzung.

„Also geht Ihr doch nach Wien, um euch an Ludwig anzuklammern?" brauste Wegeler auf. „Dreht die Sache, wie Ihr wollt; Ihr habt das Gefühl dafür, daß er es dort in absehbar naher Zeit zu etwas bringt, und da wollt Ihr in seiner Sonne euren Kohl bauen und sein Ansehen für euch nützen!"

„Herr Doktor, wer gibt Ihnen das Recht, uns solche Absichten zuzumuten?"

„Das Recht habe ich als Freund Ludwigs, und weil ich euch beide seit Jahren kenne, nur zu gut kenne! Ihr habt niemals besonders gut getan, und für euren Bruder, der euch an Herz und Geist so weit überragt, habt Ihr niemals etwas anderes übrig gehabt als Neid und Mißgunst!"

„Ist das alles, Herr Doktor, was Sie uns auf den Weg nach Wien mitzugeben haben?" fragte vor Erregung bebend Kaspar. „Wir wollen uns verabschieden, aber keine Strafpredigt anhören, Doktor Wegeler!"

„Was Ihr wolltet, ist mir gleich! Ich habe nur das Wohlergehen meines Ludwig im Auge, und ich weiß es nur zu gut, daß Ihr beide die letzten seid, die dazu beitragen können. Reist also mit Gott oder mit dem Teufel; ich werde meine Augen offen halten und euch beobachten, mögt Ihr auch Hunderte von Meilen entfernt sein, und wehe euch, wenn Ihr euch an Ludwig versündigt!"

Mit drohender Stimme hatte der Arzt ihnen diese Worte zugerufen, die man in allen Räumen seiner Wohnung hatte hören müssen, dann drehte er sich um und verließ das Gemach. Die Aufwärterin Wegelers öffnete die Tür und sah die beiden Beethoven ganz verdutzt und verlegen dastehen.

„Was hat es denn gegeben?" fragte sie leise.

„Wir haben Abschiedsvisite gemacht!" sagte Kaspar ganz kleinlaut.

„Nach einem freundlichen Abschied hat es gerade nicht geklungen, Jungens! Na, geht nur, geht! Der Doktor wird euch wohl kaum mehr etwas zu sagen haben!"

Ganz zerschmettert von diesem Erlebnis verließen beide das Haus . . .

Vor dem Tore blieben sie stehen und sahen einander fragend an.

„Mir ist die ganze Lust vergangen, heute noch wohin zu gehen," meinte Kaspar.

„Wir hätten noch die Breunings, dorthin müssen wir unbedingt!"

„Heute nicht, Nikolaus; ich habe von dem wilden Wegeler genug! Der hat uns beide und auch den Vater niemals recht leiden mögen!"

„Dafür aber Ludwig und die Mutter!"

Kaspar zuckte die Achseln. „Zu Breunings gehen wir morgen! Wenn der Wegeler nur dem Ludwig nicht über uns schreibt; das könnte schlimm werden!"

Stumm und versonnen gingen die Brüder ihrem Heim zu, das ihnen heute doppelt ungastlich vorkam. Sie verzehrten später schweigend ihr Abendbrot, das ihnen Frau Steffen wie immer gerichtet hatte, und gingen bald zu Bette.

„Das nennt sich Ludwigs bester Freund!" sagte Kaspar. „Eine schöne Freundschaft!"

„Vielleicht ist sie eben so groß, daß sie zum Haß gegen alle anderen ausartet!"

„Aber doch nicht gegen die leiblichen Brüder des Freundes!"

„Wohl darum nur, weil sie es sind!" schloß Nikolaus das ernste Gespräch . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nehmt nur Platz, Kaspar und Nikolaus!" sagte Frau Hofrätin von Breuning. „Eleonore und die Jungens werden bald kommen, und da wollen wir eine kleine Abschiedsjause machen. Ihr geht also nach Wien zu eurem Bruder Ludwig? Wann denn schon?"

„Sobald der Hofkurier aus Wien seine Heimreise antritt, Frau Hofrätin!"

„Ach, so vornehm werdet Ihr reisen?"

„Der Kurfürst selbst hat es so angeordnet!"

„Ach ja, der schätzt alles, was den Namen Beethoven trägt! Ihr freut euch wohl schon sehr auf die schöne Reise und auf euren lieben Bruder?"

Beide nickten in freudiger Zustimmung. Das klang so ganz anders als gestern bei den verschiedenen gleichgültigen Leuten oder gar bei dem rabiaten Doktor Wegeler. Sie nahmen auf dem ihnen von der Hofrätin angewiesenen Sofa Platz, und diese verließ den Salon, um ihrer Köchin Anweisung für die Jause zu geben.

Kaspar und Nikolaus sahen sich ganz erstaunt über den unerwartet freundlichen Empfang in dem gefürchteten Hause Breuning an.

„Da sieht man, was feine Leute sind," flüsterte Kaspar dem Bruder zu.

„Sie haben alle den Ludwig so gern hier im Haus," erwiderte dieser.

„Und trotzdem bleibt für uns auch noch etwas an Freundschaft übrig!"

„Eben darum, weil die Breunings wahre Freunde sind."

„Ich glaube aus noch einem anderen Grunde, Nikolaus! Ludwig war in Eleonore seit jeher verliebt, und ich vermute, daß so etwas wie eine heimliche Verlobung zwischen ihnen besteht."

„Woher weißt du das, Kaspar?"

„Ludwig trägt ihr Bild seit Jahr und Tag bei sich, und ich sah oft, wie er es aus der Brusttasche zog und leidenschaftlich an die Lippen drückte, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Er hat das Bild nach Wien mitgenommen, und wie mir der Postbote mitgeteilt hat, kommt fast jede zweite Woche ein Brief Ludwigs an sie aus Wien."

Nikolaus riß vor Erstaunen den Mund auf, und so fand die zurückkehrende Frau Hofrätin die beiden im Salon, deren stilles Gespräch rasch verstummt war.

„Wovon habt Ihr euch denn unterhalten?" fragte die Hofrätin.

„Wir sprachen über Ludwig und seine treue Anhänglichkeit an Ihr Haus, Frau Hofrätin!"

„Ja, das muß ich sagen, eine treue Seele ist er, und er versäumt es niemals, trotzdem er in Wien wahrlich genug zu tun hat, an uns zu schreiben und jedes einzelnen treulich zu gedenken! Doch jetzt kommt mit mir in das Familienzimmer hinüber; Eleonore hat schon unsere Jause gerichtet."

Die beiden Beethovens erhoben sich und gingen mit der Hofrätin in das Wohnzimmer, wo Eleonore bereits den Kaffee eingoß, während ihre Brüder die Gäste begrüßten. Sie taten dies ziemlich lebhaft, nur Eleonore hielt sich ein wenig reserviert, da sie aus Ludwigs früheren Schilderungen die beiden nur zu genau kannte. Nur die Frau Hofrätin behielt ihr herzliches Wesen bei, und so plauderte man denn über die bevorstehende Reise der Jungen, über Ludwig und seine Studien, und die Stimmung wurde nach und nach freundlicher, ja sogar fast gemütlich.

Eleonore sah dabei gedankenvoll darein; sie weilte im Geiste bei Ludwig, der lebendig in ihrem Herzen stand und den die beiden Brüder nunmehr so bald sehen sollten, während sie selbst sich mit Briefen an ihn begnügen mußte, die trotz aller Herzlichkeit doch nur tote Blätter waren . . .

„Wie beneide ich euch," sagte sie zu Kaspar, „daß Ihr nach dem schönen Wien fahren könnt und das Leben in dieser prächtigen Stadt genießen werdet. Wie gerne wäre auch ich mit dabei!"

Die Mama verwies ihr mit einem nicht allzu strengen Blick diese Rede.

„Was tätest du als junges Mädchen allein in der Großstadt, Eleonore? Der Zug in die Welt ist nur für junge Männer, die Karriere machen wollen; ein Mädchen gehört ins Elternhaus, bis sie ihr Schicksal in ihr eigenes Heim führt."

„Mama hat recht," rief Lorenz. „Ein Mädel muß warten, bis es geheiratet wird, während uns Männern die Welt offen steht."

„Auch schon ein Mann!" spottete Christoph, der ältere Bruder. „Ich wüßte nicht, was du draußen in der Welt anfangen könntest. Du meinst, weil die Beethoven nun alle von Bonn weg sind, müßtest auch du . . ."

„Kinder, laßt das Gerede," mahnte die Hofrätin, „wir wollen lieber den beiden jungen Leuten recht viel Glück wünschen und dabei nicht vergessen, daß sie zu ihrem Bruder gehen, den wir alle von Herzen lieben und hochschätzen!"

Eleonore wurde bei diesen Worten der Mama rot, um so mehr, als sie den Blicken der beiden Beethoven auf sich ruhen fühlte, und blickte verlegen auf ihre Kaffeeschale, deren Inhalt sie rasch zum Munde führte.

Eine kleine Pause im Gespräch entstand, und man sah verlegene Blicke.

„Was habt Ihr denn nur auf einmal?" fragte die Hofrätin, die von den engeren Beziehungen ihrer Tochter zu Beethoven in Wien keine Kenntnis hatte.

„Nichts, Mama!" erwiderte Stephan, „aber Abschied nehmen macht immer sentimental und nachdenklich."

„Es ist doch kein Abschied für immer! Wenn die Jungen in Wien ihr Glück finden, werden sie wohl gerne nach ihrer Heimatstadt zurückfinden, um ihre alten Freunde wiederzusehen und von ihren Erfolgen Kunde zu geben. Nicht wahr, Kaspar, Nikolaus?"

Beide nickten freudig und dankten der lieben Hofrätin für ihre Worte.

„Nun wollen wir aber gehen," sagte Kaspar nach einer Weile, „wir haben noch manches zu besorgen und auch noch Besuche zu machen."

Jetzt ging es an ein Abschiednehmen. Händedrücke und herzliche Reden wurde getauscht, nur Eleonore reichte ihnen ohne ein Wort die Hand.

„Darf ich Ludwig etwas von dir bestellen, Eleonore?" fragte Kaspar leise, daß es keiner der anderen hören konnte.

„Alles Liebe und Gute," sagte sie ebenso. „Ich denke immer an ihn und sein Glück!"

Kaspar lächelte. „Ich werde es ihm sagen, Eleonore!"

Sie gingen, von der ganzen Familie bis auf den Korridor geleitet, und noch auf der Treppe scholl ihnen manches freundliche Wort nach.

„Glückliche Reise! Frohe Zukunft! Grüßet Ludwig!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen kam ein Bote vom Grafen Waldstein ins Haus und brachte einen Zettel mit, auf dem ihnen mitgeteilt wurde, daß sie sich am anderen Tage, um acht Uhr früh, im Schloßhofe einzufinden hätten, da der Kurierwagen um neun Uhr seine Fahrt nach Wien antreten werde. Gepäck sei nur in bescheidenem Ausmaß mitzubringen und Proviant gar nicht, da der Kurier beauftragt sei, für beide Passagiere unterwegs vollständig zu sorgen . . . Kaspar und Nikolaus jubelten auf. Sie standen nun vor der ersehnten Fahrt nach Wien und sollten wie zwei Prinzen reisen; das ließ sich hören.

Pünktlich waren sie zur angegebenen Stunde an Ort und Stelle und sahen den stattlichen und bequemen Reisewagen, der sie aufnehmen sollte. In fiebernder Erwartung gingen sie um den Wagen herum, bewunderten seine großen elastischen Federn und die weiche Polsterung des Inneren und unterhielten sich mit dem Kutscher, der ihnen die Reize der Fahrt in lebendigster Weise schilderte.

Um halb neun Uhr kam, mit großen Ledermappen beschwert, der Kurier und knapp hinter ihm Graf Waldstein, der es sich nicht nehmen ließ, sich von seinen Schützlingen persönlich zu verabschieden.

„Fahrt mit Gottes Segen, Kinder," sagte er ihnen, „und grüßt mir Ludwig. Sagt ihm, daß ich bald wieder in Wien sein werde und daß es mich freuen wird, von ihm und von euch nur Gutes zu hören. Und nun, Gott befohlen!"

Mit lebhaften Dankesworten verabschiedeten sie sich von ihrem Gönner, und bald ging es in lustiger Fahrt mit Peitschenknall zum Schloß hinaus, durch die Stadt, deren Gassen und Häuser sie noch einmal grüßten, auf die Landstraße, nach Wien . . .

(Fortsetzung folgt.)

Malheur in allen Lebenslagen.

Aus den Lebenserinnerungen von Leo Slezak.

Nirgends im Leben ist der Mensch Unfällen und Katastrophen so leicht ausgesetzt wie auf dem Theater.

Es gibt Vorstellungen, in denen die Tücke des Objekts Orgien feiert und einfach alles schief geht.

Wenn einmal ein Abend mit dem harmlosesten Mißgeschick beginnt, so kann man sicher sein, daß ein ganzer Rattenschwanz von Unannehmlichkeiten, vor denen jeder Regisseur und Künstler machtlos die Segel streichen muß, die Folge ist.

Wenn zum Beispiel der Lohengrin auftritt und, statt ans Land zu gehen, ins Wasser fällt, so ist dies schon eine Vorbedeutung dafür, daß eine ganze Perlenkette von Unfällen, Zwischenfällen und störenden Episoden sich daran anschließen wird.

Der Elsa platzt die Miederschnur, und sie fällt über ihre eigene Schleppe. Der Telramund verkutzt sich beim Gurgeln, es kommt ihm Eibischtee in die unrechte Kehle, er versäumt seinen Auftritt, und seine Mitkombattanten wissen nicht, was sie inzwischen auf der Szene anfangen sollen.

Auch kommt es — dies aber leider sehr selten, ja, ich möchte fast sagen, nie — vor, daß sich ein Kurzschluß einstellt, die Beleuchtung versagt, alles stockfinster wird und der Regisseur, von einer Taschenlampe beleuchtet, vor das Publikum tritt, um dieses aufzufordern, langsam nach Hause zu gehen. Meistens aber wird der Kurzschluß behoben, und wir Künstler haben gar keinen Vorteil davon.

Draußen, in der internationalen Karriere, werden von diversen Rivalen durch alle möglichen Intrigen Unfälle gezüchtet, die, wenn sie auch nicht gerade gefahrbringend sind, so doch zumindest einen Erfolg schmälern und oft den Konkurrenten so lächerlich machen, daß er für die nächsten zehn Jahre als Tragöde nicht zu gebrauchen ist.

So passierte es mir einmal in Philadelphia, wo ich im Rahmen der Metropolitanoper den Lohengrin sang, daß am Schlusse des zweiten Aktes, als ich, Elsa im Arm haltend, zu singen hatte: „Heil dir, Elsa — nun laß vor Gott uns gehn", mitten in den hohen Ton hinein der Vorhang fiel.

Was nützte es, daß der Vorhangzieher dann von achtzehn Personen auf einmal beflegelt wurde, was nützte es, daß er den Vorhang wieder in die Höhe zog und ihn überhaupt nicht mehr fallen ließ, so daß wir uns angesichts des Publikums beschämt von dannen schleichen mußten, — der Aktschluß war verdorben, das Auditorium in eine höchst animierte und antilohengrinale Stimmung versetzt, und wir — namentlich ich, weil ich der „Hehrste" war — bildeten lächerliche Erscheinungen.

Man ging der Sache nach und eruierte, daß ein französischer Kollege dem Vorhangzieher zehn Dollar geschenkt hatte . . .

Wenn ich so auf meine vielen Unfälle und Mißgeschicke zurückblicke und die Folgen bedenke, die sie hätten auslösen können, wundere ich mich, daß mir — dreihundertmal unberufen! — bis heute noch nichts Ernstliches passiert ist.

Angesichts einzelner, besonders krasser, Unfälle bin ich zur festesten Ueberzeugung gelangt, daß ich immer einen Schutzengel bei mir hatte, der mir in der größten Gefahr beistand.

Ich glaube sicher nicht irre zu gehen, wenn ich annehme, daß bisher noch keiner meiner Kollegen angesichts des Publikums in den Souffleurkasten gefallen ist.

Meine bissigen Kameraden werden wohl alle wohlig schmatzend erklären: „Aha! — er kann halt dem Souffleurkasten nicht nahe genug sein, weil er sich jedes Wort mit Gewalt dort herausholt!" —

Nein, meine verehrten, lieblosen Kollegen — dem ist nicht so!

Ich gab in Baden bei Wien ein Konzert. Dieses war vorüber. Die faszinierte, mit berechtigter Begeisterung bis zum Platzen geladene Menge kreischte mich vor den Vorhang, der unglücklicherweise das Loch des Souffleurkastens bedeckte, so daß ich ahnungslos hineintrat. Zwar nur mit einem Fuß. Aber ich konnte nicht mehr heraus. Ich erwog schon den Gedanken, den zweiten Fuß nachzuziehen und einfach durch den Kasten abzugehen.

Aber mit geübtem Blick konstatierte ich, daß ich, mit meinem Körperumfang, nie im Leben durch diese Oeffnung durchgekommen und rettungslos steckengeblieben wäre.

Heroisch faßte ich den Vorhang und zog mich an ihm hoch. Im Nu war ich draußen, und alles löste sich in Wohlgefallen auf.

Auch mit dem Niedersetzen auf der Bühne habe ich viel Pech.

In einer aufgeregten Szene in der Oper Othello warf ich mich, vom Schmerz übermannt, auf einen venezianischen, gekreuzten Holzfauteuil und fühlte, wie dieser bedenklich nachgab.

Ich bewahrte zum Glück das Gleichgewicht und ließ mich auf die Knie nieder. Meine Kollegen um mich herum begannen die Gesichter zu verziehen und zu grinsen und zu kichern.

Als ich aufstand, sah ist statt des venezianischen Stuhles ein Häuflein in sich zusammengesunkener Holzspriezeln, deren Anblick auch das Publikum merklich erheiterte.

Empört beklagte ich mich bei dem Regisseur darüber, daß man mir so schwache Puppenmöbel hinstellte, die schon vom bloßen Draufschauen zerbrächen und mich der schwersten Lächerlichkeit preisgäben.

Da beflegelte mich der Regisseur und meinte, er werde von nun ab nur noch Möbel aus dem Elefantenhaus in Schönbrunn zu meiner Verfügung halten. Ich möge mich mit meiner Ichthyosauruserscheinung ausstopfen lassen, allein Komödie spielen, und man verbäte es sich, daß alle Möbel infolge meiner dreihundert Kilo kaputtgemacht würden, — das wäre der Grund, weshalb wir an unserem Stadttheater immer Defizit haben, und von nun ab müsse ich jedes zerbrochene Möbelstück ersetzen.

Man verbellte mich in der beschämendsten Weise, so daß ich ganz kleinlaut wurde — ich neige so sehr zur Schüchternheit —, und ich entschuldigte mich vielmals, daß ich auf der Welt bin.

Ich konstatierte nur mit Nachdruck, daß die dreihundert Kilo eine maßlose Uebertreibung wären, die ich nicht scharf genug zurückweisen könne.

Selbstverständlich untersuche ich jetzt die von mir zu benützenden Möbel, weil ich die Leute im Verdacht habe, daß sie mir alle schadhaften Sitzgelegenheiten hinstellen, nur damit ich sie zerstöre und ihnen dann neue kaufen muß.

In meiner zartesten Jugend, in Brünn, sang ich den jungen Siegfried. Wir hatten einen sehr schönen Drachen aus Papiermachee, in dessen Innerem zwei Arbeiter die Bewegungen des Ungetüms veranlaßten.

Ich war bei der Probe derart in Stimmung und von solch jungsiegfriedlicher Kraft, daß ich Nothung, das Schwert, durch die Pappendeckelbrust des Drachens bis an das Heft stach und beide Arbeiter derart verletzt, daß sie ins Krankenhaus gebracht werden mußten.

Am nächsten Morgen, als ich ganz erschüttert von dem Unheil, das ich angerichtet hatte, zur Orchesterprobe kam und, den Bären verfolgend, ablief, brach unter mir die Bühne zusammen.

Instinktiv erfaßte ich einen gemalten Baum, der mich, obzwar er und der halbe Wald mir in der Hand blieben, vor einem furchtbaren Schicksal bewahrte.

Wenn ich in die Versenkung gefallen wäre, würde ich vier Stockwerke tief gestürzt und wohl schwerlich am Leben geblieben sein.

So lauern die Gefahren, Tücken und Mißgeschicke überall, und man kann jeden Abend, an dem man heil heimkommt, seinem Schöpfer danken.

Vor einigen Jahren träumte mir, daß ich als Raoul in den Hugenotten einmal wirklich erschossen werden würde.

Das machte mich sehr nervös, und ich legte dem Requisiteur, dem das Laden der Gewehre übertragen war, strenge ans Herz, gut nachzusehen und die Statisten zu instruieren, daß sie die Mündungen der Gewehre beim Schießen recht hoch zu halten hätten. Eines Abends krachten wie üblich ungefähr dreißig Schüsse, ich stürzte und fiel so unglücklich auf den Ellenbogen, daß ich ihn in mehrere Knochensplitter zerschlug.

So hat sich meine Angst vor dem letzten Akt der Hugenotten doch auf eine sehr unangenehme Weise als berechtigt gezeigt — mein Traum sich zum Teil erfüllt.

Sehr oft ist man leider auch selbst die Ursache von Unfällen.

In Breslau war Neueinstudierung von Webers „Euryanthe".

Ich stand als Sirupjüngling Adolar auf der Szene und erwartete Euryanthe, die, in meine Arme stürzend, zu singen hat: „Hin nimm die Seele mein — atme mein Leben ein."

Um ihr Vorhaben zu unterstützen, gehe ich ihr einige Schritte entgegen und trete dabei der Bedauernswerten auf den Fuß.

Sie wankt, — erbleicht unter der Schminke und muß, nachdem sie unter Aufbietung aller Energie mich noch ersuchte, ihre Seele hinzunehmen und ihr Leben einzuatmen — abgeführt und erfrischt werden.

Vier Wochen mußte die Arme das Bett hüten, alle Nägel an den Zehen hat sie eingebüßt.

Wenn ich Ludmilla heute in Prag, wo sie als Gesangspädagogin wirkt, auf der Straße begegne, weicht sie schon von weitem zurück und singt: „Hin nimm die Seele mein, atme mein Leben ein — aber tritt mir um Gottes willen nicht auf die Füße, lieber Adolar!" —

Jetzt aber sei mit der Serie meiner Unerfreulichkeiten Schluß gemacht.

Ich will nur noch der innigen Hoffnung Ausdruck geben, daß es bei weiteren Unfällen immer so gut ausgehen möge, wie es bisher der Fall war.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, den lustigen Lebenserinnerungen „Der Wortbruch" von Leo Slezak entnommen.)

Radiofreuden auf dem Lande

Von A. Andresen.

Marie und ich besitzen ein reizendes kleines Sommerhaus, aber es liegt ziemlich aus der Welt. Bis zur nächsten Eisenbahnstation sind immerhin drei Meilen und bis zum nächsten Dorf müssen wir eine geschlagene Stunde marschieren.

Nach einem Besuch meines Schwagers Henry, welcher ein vollkommener „Radio" ist, entschloß ich mich schweren Herzens, die vielgerühmte moderne Erfindung auch in unserem reizenden kleinen Weekend-Haus zu installieren. Ich offenbarte Marie dieses Vorhaben.

„Herrlich!" rief sie begeistert," endlich wird unser Dasein etwas Farbe und Relief bekommen!"

Marie liebte solche theatralischen Ausdrucksweisen, das kannte ich schon.

„Natürlich," bremste ich sie, „können wir uns nicht einen jener Apparate mit vier Lampen leisten, mit Lautsprecher und so weiter . . .! Wir müssen uns mit einem Kristallapparat und zwei Telephonen begnügen."

„Das können wir ja auch gut," meinte Marie.

In meinem Auftrag brachte der Schwager Henry eines Tages den gewünschten Apparat hinaus in unsre Einsamkeit, installierte ihn und gab uns die weitgehendsten Belehrungen mit der Feierlichkeit eines Religionslehrers, der den Kindern die Bedeutung der zehn Gebote erklärt. Ich muß sagen, als Henry am Abend abreiste, hatten wir einen recht unterhaltsamen Tag hinter uns. Ich gab Henry eine halbe Kiste Extra-Zigarren als Wegzehrung mit und Henry beglückwünschte uns zu unserm kulturellen Fortschritt.

Todmüde an Körper und Seele gingen wir endlich zu Bett. Plötzlich fuhr Marie aus dem Schlaf auf. „Die Hühner!" Wir hatten vergessen, den Hühnern ihr Abendfutter zu geben. —

Am nächsten Abend bereits sahen wir den Polizisten jener Gegend, den kräftigen Jens Peter Hansen, in der Richtung auf unser Haus herangeradelt kommen. Er hielt auch wirklich, sprang vom Rad und lehnte es gegen unsern Zaun. Ich trat in die Tür und er rief mir zu:

„Guten Abend! Ich habe gehört, daß Sie Radio bekommen haben!" Ich bestätigte, daß dieses Gerücht auf Wahrheit beruhte und beeilte mich hinzuzufügen, daß ich schon die Gebühren an die Post bezahlt hätte.

„Natürlich," sagte er, „darüber herrscht ja gar kein Zweifel, aber ich würde so schrecklich gern mal den Apparat hören."

Ich gewährte ihm das Vergnügen. Der Handhaber des Gesetzes beschlagnahmte unsere Wohnstube und das eine Telephon eine geschlagene Stunde. Als er wieder abfuhr, versprach er uns, später wieder zu kommen, um endlich mal „diese merkwürdigen Jazzbands" zu hören, wovon man so viel Geschrei mache. Er hielt sein Versprechen. Als er die „Jazzbands" gehört hatte, servierte Marie Kaffee und Kuchen, wahrscheinlich aus einem dunklen Gefühl heraus, daß man sich mit den Behörden gut stehen müsse.

Am nächsten Abend beehrte uns Jens Frederiksen mit seinem Besuch. Es war der Schmied unserer Gegend und unser bester Eierkunde.

„Guten Abend," sagte Jens Frederiksen. „Jens Peter hat mir erzählt, daß Sie Radio bekommen haben?"

Das konnten wir ja nicht leugnen, und das Ende vom Liede war natürlich, daß Jens Frederiksen uns an dem Abend sehr spät verließ. Marie und ich wechselten uns ab, um an dem zweiten Telephon zu hören. „Vielen Dank," sagte Jens Frederiksen, als er endlich ging. „Vielleicht komme ich morgen Abend mal wieder vor."

Er kam auch wirklich und brachte seinen Vetter Knud mit. Er wolle seinem Vetter nur „das merkwürdige Ding da zeigen."

Das tat er auch so eingehend und gründlich, daß es den ganzen Abend dauerte. Ich konnte mich nicht in ein Buch oder die Zeitung vertiefen, weil ich fand, daß das unhöflich aussähe. Marie aber nähte.

Am nächsten Tag kam Knud allein. Jens Frederiksen hätte Besuch bekommen, darum käme er allein. Der Handhaber des Gesetzes ließ auch nicht lange auf sich warten, und in den Pausen erzählten sie uns, was sie gehört hatten. Schließlich servierte Marie wieder Kaffee, wohl damit wir wenigstens etwas von dem Abend haben sollten.

Hiernach sahen wir jeden Abend entweder den einen oder den andern. Das ging so, bis eines Abends vier Mann hoch auf einmal kamen. Da legten Marie und ich aufgebend die Hände in den Schoß und blickten uns bekümmert in die Augen.

An jenem Abend lagen wir lange wach in unseren Betten und besprachen die Entwicklung der Dinge. Schließlich fing Marie an zu weinen, und ich mußte an ihre frühere Hoffnung denken, daß „das Radio etwas mehr Farbe in unser Dasein bringen sollte."

Tags darauf verschenkten wir die ganze Einrichtung an den Vertreter der Obrigkeit, und darauf trat bei uns eine Zeit ein, die so friedlich war wie nie zuvor. Nun war es wieder herrlich in unserm abseits liegenden Idyll.

Wir hatten erkannt, daß hier für die Errungenschaften der Neuzeit keine Stätte war . . .

Das Unentrinnbare.

Von **Kurt Bock.**

Barhäuptig mit weitausgreifenden, wankenden Schritten stemmt ein Mann sich durch den Sturm, der ihm den Regen bis auf die Haut peitscht. Die Blätter klatschen herab und haften auf seinem Mantel, tupfen ihn bunt wie ein Narrenkleid.

Ziellose Flucht vor diesem entsetzlichen Gericht, das innen brennt, glüht, schmerzt.

Vorzeitig von einer Reise zu einer Wissenschaftler-Tagung heimgekehrt, war er leise, sie nicht zu wecken, ins Schlafzimmer seiner Kinder geschlichen, — über die kleinen Betten beglückt gebeugt, hatte er aufgesehen durch die offene Tür; dort erblickte er mit diesen seinen leibhaftigen Augen das Unfaßliche, im blauen Licht der hellen Nacht — seine Frau — seinen Freund — und hier die lieblich schlummernden Kinder.

Wie war er nur wieder aus dem Haus gelangt?

Tief lacht er auf, der Regen fällt in schrägen Strähnen ihm entgegen. Blitze zucken grell aus der schwefelgelben Wolkennacht, Donner stürzt hinterdrein.

Im Walde ächzt, schreit, singt und wimmert die Hölle.

Wie trage ich dies Geschick? Wie wurde dies möglich? Bin ich mitschuldig? Schuldig einer Trägheit des Herzens? Nein, nein!

Hasse ich nun? Sie oder — ihn? Nein und aber nein!

Und was soll nun werden? Soll eine winzige Kugel in sinnloser Willkür die gewaltsame Entscheidung fällen? Ist nicht bereits entschieden? Ein Loch durch die Haut, mir oder ihm, was ändert das? Nur größer, gröber bläht sich das Gespenst des Unheils. Ein Loch in einen luftigen Morgenhorizont? Hohngelächter über menschliche Schickungen!

Kann ich vergeben? Ja — weil mir nichts so kaltfremd, mir so unerklärlich ist wie diese Tat, diese mir angetane Tat. Aber vergessen? Nein, nein, nein — das Bild dieser Mondnacht ist unausrottbar. Jeder Anblick der Frau, der Kinder muß mir die Wunde tiefer reißen.

Wie die Regenfluten gut tun, Mantel auf, Kragen auf — strömt, kühlt!

Liebt sie ihn? Sind all unsere Jahre, sind die Kinder ausgelöscht? Lieben mich denn die Kinder? Auch sie werden ihre eigenen Wege gehen.

Wo bin ich menschlich denn verkettet? Wo? —

Jäh springt rings Feuer aus dem Boden, aus den Baumkronen, rings — grell — weiß — ein Krachen reißt Himmel und Erde furchtbar auf, wildestes Dunkel, gleißende Helle kreist, wirbelt in toller Spirale steil, spitz hoch. — — — — — — —

Als der Mann zu sich kommt, liegt er gefällt im rinnenden Wasser, über ihn wölbt sich der blitzgebrochene Baum, dessen frische Narbe noch widerlich schwelt. Er liegt und spürt die Ohnmacht seiner Glieder.

Im trüben Zwielicht späht er um sich, das Kinn mühsam aus dem Schlamm erhoben.

Und sieht nichts — nur eine Handbreit matter Helligkeit, nur dicht vor sich unter dem schützenden Schirm eines großen Wegerichblattes ein trockenes Stücklein sandiger Erde, einen glattwandigen, ein Fingerglied tiefen, weißen Sandtrichter, in dem sich eine hurtige Ameise abmüht.

Sie strampelt hoch, höher — aber dicht am rettenden oberen Rande — immer wieder — gleitet sie ab im rinnenden Sand, rutscht trotz allen Sträubens auf rollenden Körnchen der Trichtertiefe zu — müht sich wieder — und taumelt wieder hinab; aber da unten, ja, da hockt das Geheimnis ihrer täglichen Angst: aus der winzigen Mitte des Loches ragen zwei messerscharfe Klauen, drohend geöffnet, und zittern gierig nach der Beute. Die Ameise arbeitet fieberhaft, wieder ist sie nahezu oben, da verrinnen mit ihr einige Hundert der Sandkörnchen, und sie stürzt in die gebreiteten Fangarme des Ameisenlöwen, die Messer schlagen zu und trennen den Kopf vom Rumpf. Ein dürrer, gefräßig gereckter Insektenkörper schiebt sich aus der grauenhaften Fallgrube ein wenig hoch und zieht die zuckenden Ameisenteile hinab . . .

In fröstelnder fruchtloser Wut spürt der Mann die Ohnmacht seiner Faust . . . Wollte ich zuschlagen? Kann ich den Hunger, den tierischen Trieb durch meine Kraft töten, ändern?

Habe ich nicht eben erst die winzige willkürliche Kugel verlacht, habe verziehen, was mir fremd ist?

Ein Leuchten ersteht um ihn, aus ihm — eine beseligende Ruhe breitet sich:

Der ungehemmte Trieb ist's, der mir fremd, weil ich Mensch bin, Geist. Denn dem Tier hab' ich voraus den reinen Willen des Geistes, und desto mehr bin ich Mensch, je bedingungsloser ich den freien Weg des erlösten Geistes gehe!

Das Blut stürzt ihm jäh und warm vom Herzen, er fühlt seine Kraft zurückkehren, stützt sich hoch, steht auf im erwachenden Morgen:

„Ich verzichte kraft des Geistes auf alle, die auf mich verzichten. Es kommt nur auf den Geist an."

Und er schreitet befriedet aus in irgend eine ferne Einsamkeit.

Aus aller Welt.

Durch die Blume. Es ist nicht sicher, ob der Tokaier der Könige von Sachsen, der oben zum Verkauf angeboten wird und der zweihundert Jahre alt ist, der wertvollste Wein dieser Art ist, der sich in Mitteleuropa noch findet. Die Hohenzollern besaßen jedenfalls einen Tokaier, der selbst einen Bismarck neidisch machte.

Einstmals sprach bei einem Frühstück während der Manöver der Eiserne Kanzler mit lauter Stimme zu Sir E. Hamley über seinen Kaiserlichen Herrn. „Der Kaiser," so grollte er, „ist äußerst vergeßlich. Neulich zum Beispiel tat ich etwas, was ihm Freude machte, und er versprach mir ein Dutzend Flaschen von seinem Tokaierwein. Aber ich habe sie nie erhalten." Hamley, dem diese Worte ein wenig peinlich waren, machte Bismarck darauf aufmerksam, daß der Kaiser zuzuhören schien. „Ich hoffe es," rief Bismarck laut: „Das ist ja gerade, was ich will."

Empfehlungen. Tamberlick, der berühmte Tenor, war mit Rossini intim befreundet. Als Tamberlick zu einem Gastspiel nach St. Petersburg reiste, empfahl ihm Rossini eine Sängerin, und Tamberlick setzte es auch bei der Petersburger Operndirektion durch, daß sie auf die gewichtige Empfehlung Rossinis hin engagiert wurde. Die Sängerin erwies sich als sehr mäßig und gefiel dem russischen Publikum keineswegs. Nach seiner Rückkehr machte Tamberlick dem Maestro Vorwürfe. Rossini antwortete: „Ich weiß, daß sie wenig taugt." — „Aber Sie haben sie doch empfohlen!" — „Glauben Sie, wenn sie tüchtig wäre, hätte sie Empfehlungen nötig?"

Fröhliche Ecke.

Ursache und Wirkung.

„Wie kommt es denn, daß man dich nicht mehr mit Fräulein Mimi zusammen sieht?"

„Sehr einfach: weil sie verheiratet ist."

„Ah, verheiratet? Sehr interessant. Mit wem denn?"

„Nun, mit — mir!"

Da kann einem nichts passieren . . .

Besprechung über das Buch „Lebensrettung Ertrinkender oder Ertrunkener":

„. . . und braucht wohl nicht weiter auf die Bedeutung dieses nützlichen Buches hingewiesen zu werden. Wenn man zum Beispiel ins Wasser fällt, hat man nur nötig, Seite 174 dieses begrüßenswerten Werkes nachzuschlagen und die hier gegebenen Regeln genau zu befolgen, so kann einem nichts passieren . . ."

Eine gute Partie.

Der Vater der jungen Dame: „Haben Sie denn auch eine gute Stellung?"

Der Bewerber: „Nun, ich habe so viel, daß ich eine Familie anständig erhalten kann."

Der Vater der jungen Dame, indem er seinen Vollbart durch die Finger gleiten läßt: „Schön, ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß unsere Familie aus sieben Köpfen besteht."

Ob er recht hat?

Zwei Kaufleute unterhalten sich über ihre Angestellten. „Ich gebe," sagt der eine, „immer den verheirateten Commis den Vorzug."

„Warum?"

„Weil ich finde, daß sie es am Abend mit dem Aufbrechen weniger eilig haben als die Unverheirateten."

Vorschlag zur Güte.

„Wie entsteht eigentlich Butter?" fragt Frau Katschmarek den Besucher vom Lande.

„Indem man die Milch schüttelt, sondert sich die Butter ab," erklärt dieser.

Frau Katschmarek hat einen genialen Einfall:

„Könnte man dann nicht gleich die Kühe schütteln?"

Auffassungssache.

In einem modernen Roman stieß ich auf eine Stelle: „Es ist der Frauen Stirnband wie ein anmutvoller Streifen Goldes, der um eine schöne Vase läuft."

Am Rande hatte jemand mit Bleistift bemerkt: „Oder wie ein simpler Eisendraht, mit dem man ein geborstenes Gefäß zur Not noch einmal zusammenbindet."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań